

# Noch einmal: Mundart und Schriftsprache

Autor(en): **Greyerz, Th.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **7 (1951)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420194>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zu einem Pool vereinigt" — wie soll man sich das vorstellen? Das neumodische Wort scheint besonders der wirtschaftswissenschaftlichen Fachsprache anzugehören, wo es soviel wie Vereinigung, Verband, Ring, Kartell bedeutet; ursprünglich ist es verwandt mit unserm „Pfuhl“ und bezeichnet im Englischen immer noch einen Teich oder Sumpf, ein Sammelbecken also, aber kein appetitliches.

Im Zürcher Corso-Theater traten „vier westschweizerische Singorenelis“ auf — bezeichnend für unsere „Corso-Kultur“.

### Noch einmal: Mundart und Schriftsprache

Daß die Wertung unserer Schweizer Mundarten nicht nur für den täglichen Umgang, sondern auch im Kulturleben, d. h. in Schule und Kirche (zum Beispiel in der Kinderlehre), im heimatlichen Theater und selbst im Vortrag, in geschäftlichen Vereinsverhandlungen und bei politischen Anlässen in den letzten Jahren bedeutend gestiegen ist, das ist wohl eine unbestreitbare und unbestrittene Tatsache. Einerseits ist dies den Bemühungen unserer Dichter und sonstigen Sprachfreunde, besonders im Kanton Bern, zu verdanken, die es dazu gebracht haben, daß in Novelle und Roman, besonders aber im heimischen Drama eine geistig und sittlich vertiefende Wirkung und erhöhter Genuß zu gewinnen ist. Früher glaubte man es sich schuldig zu sein, bei all jenen Gelegenheiten hochdeutsch zu sprechen und zu schreiben, wenn auch dieses Hochdeutsch oft recht mangelhaft war, oder es blieb das Mundartstück auf einer Stufe, die man nicht als eigentliche Kunst bezeichnen konnte.

Wenn aber heute — ich meine seit etwa zehn bis fünfzehn Jahren — der Gebrauch unserer Mundart — und zwar nicht nur im Kanton Bern, wo sie von jeher den besten Boden hatte, sondern auch in der Ostschweiz — eine ganz auffallende Stärkung erlebt, so ist das offenbar nicht nur der kulturellen Pflege im idealen Sinne zu verdanken; es ist eine ganz deutliche Abwehrbewegung gegen den Nachbar im Norden. Die junge Generation, die nicht mehr die Möglichkeit gehabt hat, in Deutschland zu studieren oder dort auf der Wanderschaft deutsches Wesen und deutsche Sprache aus der Nähe kennen zu lernen, will von der Schriftsprache so wenig wie möglich wissen. Diese ist für viele von ihnen nur das „Hitlerdeutsch“, das sie ablehnen. Die Abneigung gegen das

Nazitum, bei den meisten gewiß echt und berechtigt, scheint auch diesem Bestreben ein inneres Recht zu geben. Eine gewisse deutsche Art, die in dem Spruche gipfelte: „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen“, ein Selbstbewußtsein, das sich auch jetzt noch bei manchen Deutschen geltend macht, läßt uns von diesen Verwandten und ihrer Sprache deutlich ab-rücken. Das ist eine begreifliche Zeiterscheinung, über die wir uns nicht zu wundern brauchen. Ob dabei aber nicht auch ein gut Stück Bequemlichkeit mitunterlaufe, ist eine andere Frage. Schon die hochdeutsche Aussprache macht vielen Mühe, oder sie bringen sie trotz aller Anstrengung kaum zustande. Man bedient sich lieber der Mundart, weil das leichter, bequemer ist, etwa wie man im Sommer die Jacke auszieht und in Hemdärmeln arbeitet. Diese Formlosigkeit wird von Fremden leicht als Kulturlosigkeit empfunden, weil sie eben unsre Mundarten trotz ihrer Kenntnis der deutschen Schriftsprache nicht verstehen, schon unsere Welschen nicht, geschweige denn Engländer, Amerikaner oder gar Slawen, Ungarn, Skandinavier. Ein schweizerischer Gesandter in Wien pflegte im Sommer in der Gesandtschaft in Hemdsärmeln Audienz zu geben — er wurde von den in solchen Dingen etwas heikeln Wienern einfach abgelehnt und mußte ersetzt werden. Ähnlich, ja noch schlimmer verhält es sich mit dem Gebrauch der Mundart gegenüber Anderssprachigen. Schon die Welschen, die in die deutsche Schweiz kommen, um Deutsch zu lernen, beklagen sich — und mit Recht — darüber, daß man sich mit ihnen entweder nur in der Mundart oder dann in ihrer eigenen Sprache unterhalte, zum Beispiel bei Tisch, unter Kameraden. Bei Tessinern und Italienern ist es ähnlich, wenn auch vielleicht etwas besser, weil wir ja mit ihrer Sprache meistens nicht vertraut sind\*.

Daß man nun, im Unterschied zu früher, auch im Vereinsleben und in der Schule die Mundart viel häufiger gebraucht, finde ich nicht erfreulich. Auf der untersten Schulstufe ist das gewiß berechtigt — das hat schon vor hundert Jahren der Thurgauer J. C. Mörkoser und in unserer Zeit Otto von Greyerz gefordert, und es hat sich wohl allgemein eingebürgert; aber daß sogar ein Sekundarlehrer, der als Vikar in einer Mittelklasse der Primarschule den Kindern die Geschichte von David

\* Sogar der demokratische Engländer schickt seine Kinder, wenn er es sich einigermaßen leisten kann, nicht in die staatliche Volksschule, sondern, oft für schweres Geld, in eine Privatschule, u. a. damit sie dort — keine Mundart lernen! St.

und von Karl dem Großen in Mundart erzählte und dies durchaus in Ordnung fand, habe ich als sehr unnötig empfunden\*.

Fragen wir uns einmal, was für Folgen dieser immer allgemeiner werdende Gebrauch der Mundart haben kann. Wir Schweizer schließen uns dadurch als kleines Volk immer mehr von den Nachbarvölkern ab. Je weniger wir die Schriftsprache pflegen und mit ihr vertraut sind, desto mehr nähern wir uns dem Stande der Holländer, deren Sprache, obschon sie recht einfach ist, zunächst auch der Deutsche, geschweige die Fremdsprachigen gar nicht verstehen. Auch kommt ein Holländer selten so weit, daß er die deutsche Schriftsprache fehlerlos spricht oder schreibt. Und wer kennt und liest ihre Literatur? Diese ist durchaus nicht zu verachten, aber sie bleibt im allgemeinen einfach unbekannt, außer in wenigen Übersetzungen. Ginge es uns nicht ähnlich, wenn wir ihrem Beispiel folgten? Schon als Angehörige eines Volkes, das sich rühmt, in Frieden und Kulturgemeinschaft mit zwei, ja drei anderssprachigen Stämmen zu leben, dürfen wir ruhig das Hochdeutsche für eine Form unserer Muttersprache halten. Unsere Welschen pflegen nur die Schriftsprache und lassen ihre Mundarten ruhig aussterben. Die Italiener und Tessiner sprechen unter sich noch ihre örtliche Mundart, besleißigen sich aber daneben viel sorgfältiger als wir ihrer Schriftsprache und sprechen sie im allgemeinen gern und gut, auch Handwerker und einfache Arbeiter.

Haben es unsere großen Dichter Keller, Meyer und Spitteler nicht auch so gehalten? Wurden sie nicht in Deutschland willkommen geheißen und (außer Spitteler\*\*) heute noch viel gelesen? Das gilt sogar für Gottshelf, der doch manchmal mitten im Satz in die Mundart übergeht, nicht nur in einzelnen Wörtern, sondern in halben oder ganzen Satzwendungen, und nicht etwa nur in Gesprächen. Wer nur auf die Urwüchsigkeit der Sprache sieht, mag dies loben; ich halte es mit Huggenberger, der mir einmal sagte, er begreife es an dem „Riesen“ nicht, daß er in dieser Hinsicht mit der Sprache so nachlässig umgegangen sei.

Daß man dem Hochdeutsch der Schweizer, auch dem ihrer großen Dichter, immer etwas von ihrer Mundart anmerken wird, bestreite ich

\* An einem schweizerischen Gymnasium gibt es sogar Lateinlehrer, die ihren Unterricht zum großen Teil schweizerdeutsch erteilen. Muß etwa auch der Lateinunterricht vor allem „gemütlich“ sein? Gemütlichkeit war das Ideal der — Seldwyler! St.

\*\* Der übrigens auch Privatgespräche immer hochdeutsch führte. St.

nicht. Jede Gegend, jeder Stamm auch Deutschlands wird etwas von seiner Mundart als Untergrund behalten, wenn sein Schrifttum echt ist.

Ich selbst liebe meine Mundart im Umgang und auch im Schrifttum, obschon ich nun schon ein halbes Jahrhundert von Bern abwesend bin. Aber ich halte eine reinliche Trennung von Mundart und Schriftsprache für unerlässlich. Und entfremden wir uns nicht der deutschen Schriftsprache; sie ist die Sprache Goethes und aller andern bedeutenden Vertreter deutschen Geistes; wir werden sie aber in dem Maße in all ihren Schönheiten und Tiefen weniger schätzen und genießen können, als wir sie in Gebrauch und Pflege vernachlässigen. Th. Greenerz

### Was ist ein Lizentiat?

Wie kann man fragen? Ein Lizentiat ist doch etwas wie ein Doktorat. Beweise: In einer Hochschulstatistik, die natürlich von einem Akademiker (Dr. phil.) verfaßt war, hieß es letztes Jahr: „... erwarben 544 Schweizerinnen das Doktorat, 148 das Lizentiat“ und einige Seiten später: „die Zusammenstellung der erteilten Doktor- und Staatsdiplome, sowie der Lizentiate“. Und gestern (am 4. Juli 1950) meldet ein Privattelegramm aus Zürich, daß es im Zürcher Kantonsrat eine längere Aussprache gegeben habe, „in der von verschiedenen Seiten die Einführung des Lizentiates befürwortet“ worden sei. Also: was will man mehr!

Und doch ist es falsch! Man versuche die Übersetzung ins Französische: le doctorat — ja, le licentiat — nein! vielmehr la licence! Um das zu verstehen, müssen wir auf das Lateinische zurückgehen. Nach dem trefflichen lateinischen Spruch „divide et impera“ (teile und herrsche, d. h. in diesem Fall: unterscheide, dann verstehst du) sieht die Sache so aus:

1. Das Lateinische kennt männliche Wörter auf -atus mit Genitiv -atus, Dativ -atui usw., die ein Amt oder eine ein Amt führende Menschengruppe bezeichnen: z. B. consulatus, pontificatus, principatus, tribunatus, primatus = das Amt eines consul, pontifex, princeps, tribunus, primus; senatus, peditatus, equitatus = die Behörde der senes (der alten Männer), die Truppe der pedites (der Fußsoldaten), der equites (der Reiter). Beide Bedeutungen vereinigt magistratus = das Amt eines magister oder die aus den magistri bestehende Be-